

Darum darf man auch nicht nachträglich unwillig werden, wie wenn man das Bessere gewählt hätte, anstatt des Geringeren. Allein man macht doch dem Freund Vorwürfe, weil man nun auf einmal in ihm den Tugendhaften sucht, während man vorher nur den Angenehmen oder den Nützlichen in ihm hatte haben wollen.

Zwölftes Kapitel.

Ob sich das Bedürfniß, Freunde zu haben, mit der Selbstgenügsamkeit und Glückseligkeit vertrage? Inhalt des freundschaftlichen Zusammenlebens. Von der Zahl der Freunde. Wann die Anwesenheit der Freunde wünschenswerth ist, wann nicht, und warum beides.

Eine weitere Frage ist die, welche das Verhältniß der Selbstgenügsamkeit und der Freundschaft zu einander betrifft, welche Wirkungen diese auf einander ausüben? Man könnte nemlich versucht sein zu fragen, ob ein Mensch, welcher in jeder Beziehung sich selbst genügt, einen Freund haben kann? Ist nemlich das Streben nach einem Freund auf das Bedürfniß gegründet und ist der Tugendhafte am meisten sich selbst genug, so braucht offenbar der Tugendhafte, wenn er ja doch glücklich ist, keinen Freund. Der Selbstgenügsame bedarf ja doch weder des Nützlichen noch des Verständigen, noch überhaupt ein Zusammenleben mit Andern, da er ja sich selbst zum Umgang genügt. Am deutlichsten zeigt sich dieß an der Gottheit. Denn es ist klar, daß die Gottheit keines Freundes bedarf, weil sie überhaupt niemandes bedarf, und daß sie aus eben diesem Grund keinen Freund haben wird. Und so wird man auch sagen müssen, daß der Mensch, je glücklicher er ist, desto weniger eines Freundes bedarf, es müßte ihm denn nur unmöglich sein, sich selbst zu genügen. Daraus folgt nothwendig, daß der Mensch, je besser er lebt, desto weniger Freunde hat, die Zahl der Freunde muß immer kleiner werden, er darf sich nicht um Freunde zu bemühen, vielmehr muß er sie gering achten, und zwar nicht bloß die nützlichen, sondern auch diejenigen, welche für den Umgang wünschenswerth wären. Indessen zeigt sich hier besonders deutlich,

daß der Freund nicht des Gebrauchs und des Nutzens wegen vorhanden ist, sondern daß die wahre Freundschaft lediglich auf der Tugend beruht. Wenn nemlich die Menschen nichts bedürfen, dann suchen sie Alle einen Theilnehmer für den Genuß und sind mehr darauf aus, Wohlthaten zu erweisen, als sich erweisen zu lassen. Wir haben aber ein besseres Urtheil, wenn wir uns selbst genügen, als wenn wir bedürftig sind, und wir bedürfen in erster Linie solcher Freunde, welche unseres Umgangs würdig sind.

Bei dieser Frage ist aber nun genauer zuzusehen, ob nicht, während die Darstellung ganz gut aussieht, doch durch die Vergleichung ein Irrthum hervorgebracht wird. Wir müssen, um uns die Sache klar zu machen, fragen, was das Leben als Aktualität und als Endziel ist. Offenbar ist es das Wahrnehmen oder Empfinden und das Erkennen, woraus folgt, daß das Zusammenleben das Zusammenwahrnehmen und das Zusammenerkennen ist. Nun ist es für jeden am wünschenswertheften, sich selbst wahrzunehmen und sich selbst zu erkennen, und deßhalb ist jedem der Trieb zum Leben von Natur eingepflanzt; denn das Leben ist eben Herstellung einer gewissen Erkenntniß. Würde man nun das Erkennen für sich nehmen, ohne Verbindung mit etwas Anderem ¹⁾, — es ist dieß zwar nicht leicht zu erkennen, wie in der Ausführung gesagt worden ist ²⁾, die Sache jedoch muß klar sein — so wäre es ganz dasselbe, ob man sich selbst erkannte oder einen Andern; d. h. es wäre gleich, ob man selbst lebte oder dafür ein Anderer. Es liegt eben in der Natur der Sache, daß es wünschenswerther ist, sich selbst wahrzunehmen und zu erkennen. Man muß nemlich beides in der Betrachtung stets zusammennehmen, daß das Leben wünschenswerth ist und daß das Gute es auch ist, und daraus ergibt sich, daß Eins und das Andere Einem und demselben Wesen zukommen soll. Wenn nun von einem solchen Begriffspaar der eine Begriff stets in die Classe des Wünschenswerthen gehört, das Erkennbare aber und das

¹⁾ Vielleicht zu lesen: καὶ μὴ ἄλλο τοῦτο κτλ.

²⁾ Es ist nicht klar, worauf sich dieß bezieht. S. I, 8.

Wünschenswerthe im Allgemeinen darauf beruht, daß es Theil hat an der Natur des Begrenzten, so folgt daraus, daß der Wunsch, sich selbst wahrzunehmen, zugleich der Wunsch ist, Der und Der zu sein. Da wir nun nicht an und für sich diese Bestimmungen haben, sondern dadurch, daß wir Theil haben an den Potenzen des Wahrnehmens und des Erkennens (der Wahrnehmende nemlich wird wahrnehmbar in der Beziehung, in der Richtung, in dem Bereich und Gebiet, worin er zuerst wahrnimmt, und ebenso ist es mit dem Erkennenden) so folgt daraus, daß er eben deshalb auch immer zu leben wünscht, weil er immer zu erkennen wünscht. Nun könnte es bei einer gewissen Betrachtungsweise einseitig scheinen, daß man das Zusammenleben wünschenswerth findet, wenn man nemlich das in's Auge faßt, was allgemein ist und auch den Thieren zukommt, wie das Zusammenessen und Zusammentrinken. Denn was macht es denn aus, ob man das in Gemeinschaft mit Andern genießt oder für sich besonders, sobald man die Rede wegnimmt? Allein auch die Rede, soweit sie die nächste beste ist, gehört in dieselbe Kategorie. Zugleich ist es Freunden, welche sich selbst genügen, nicht möglich zu lehren oder zu lernen; denn ein Freund, welcher lernt, ist selber nicht in der Verfassung, in der er sein soll, lehrt er aber, so ist es sein Freund nicht; die Gleichheit aber ist Freundschaft. Nun ist es eine unleugbare Thatsache, daß jedermann das Gute lieber genießt in Gemeinschaft mit den Freunden, soweit und so gut es jedem möglich ist und in seinen Kräften steht; der gemeinsame Genuß aber besteht bald in sinnlicher Lust, bald in musikalischer Beschäftigung, bald in philosophischer Unterhaltung. Und dieses zugleich mit dem Freund muß sein, weshalb es heißt: „Der ferne Freund ist eine Last,“ man darf also, wo jenes stattfindet, nicht getrennt von einander sein. Daher auch die Geschlechtsliebe der Freundschaft ähnlich zu sein scheint; denn diese Liebe strebt nach Zusammenleben, nur nicht in der Weise, in welcher man vor allem zusammenleben soll, sondern so, daß der sinnliche Genuß dabei die Hauptsache ist.

Bei der theoretischen Betrachtung also erheben sich verschiedene Bedenken, die Sache an sich aber ist ganz klar, woraus sich

denn ergibt, daß uns die Bedenken irgendwie irre führen. Suchen wir also dem wahren Sachverhalt auf den Grund zu kommen. Der Freund möchte, wie es im Sprichwort heißt, „ein zweiter Herakles“, ein zweites Ich sein. Nun ist aber eben die Trennung in zwei Personen vorhanden, welche nicht so leicht in Eine zusammengehen können; aber doch ist der Freund von Natur das verwandteste Wesen, körperlich betrachtet ist er ein Aehnlicher, ein Anderer aber in Beziehung auf die Seele, ja es gibt in Beziehung auf jeden einzelnen Theil der Seele immer wieder Unterschiede. Allein nichts desto weniger möchte der Freund so zu sagen ein getrenntes Ich des Andern sein. So muß also nothwendig die Wahrnehmung des Freundes zugleich in gewissem Sinn ein Wahrnehmen des eigenen Ichs sein und ein Erkennen des eigenen Ichs. Und daher sind auch die alltäglichen Gelegenheiten des Zusammenlebens und des Sichzusammenfreuens mit dem Freunde ganz natürlich angenehm, (denn man hat ja dabei stets die Wahrnehmung des Freundes,) noch mehr aber gilt dieß bei den göttlichen Freuden. Der Grund liegt darin, daß es immer größere Lust erweckt, wenn man sich selbst in einem vorzüglicheren Guten anschaut. Dieß ist nun das einmal ein passiver Zustand, das anderemal eine Aktivität, bald auch noch etwas anderes. Wenn es nun aber angenehm ist, daß man selbst gut lebt und somit auch der Freund gut lebt, und wenn mit dem Zusammenleben auch gemeinsame Thätigkeit gegeben ist, so ist die Gemeinschaft von allen Zielen unseres Strebens das, was am meisten Lust erwecken muß. Deshalb muß man nun aber nicht um der Nahrung und der nothwendigen Bedürfnisse willen zusammen sich unterhalten und zusammen genießen; denn Unterhaltungen, die nur auf jene Dinge gerichtet sind, sind in Wahrheit nur Arten des sinnlichen Genießens. Nun will aber jeder das Ziel, das er für sich zu erreichen wünscht, als Grundlage des Zusammenlebens mit dem Freunde aufstellen; ist dieß nicht möglich, so wünscht man doch ganz besonders dem Freunde Dienste zu erweisen und sich von ihm erweisen zu lassen.

Hieraus ergibt sich also, daß ein Zusammenleben nothwendig ist, daß jedermann ein solches im höchsten Grad für sich

wünscht, und zwar in desto höherem Grad, je glücklicher und besser Einer sein will. Doch ist auch leicht zu begreifen, warum in unserer Darstellung dieß nicht ganz hervortrat, obwohl dieselbe richtig ist. Unsere Lösung schließt sich nemlich an an die obige Vergleichung ¹⁾, welche an sich wohl richtig ist; denn weil Gott nicht von der Art ist, daß er eines Freundes bedürfte, so setzt man dasselbe auch vom Menschen voraus. Allein nach dieser Voraussetzung würde der Tugendhafte nicht einmal denken können, sofern ja Gott nicht in menschlicher Weise vollkommen ist, sondern in höherer Weise, so daß er nichts Anderes denkt, als eben nur sich selbst. Der Grund ist der, daß unser Wohlbefinden stets von einem Andern abhängt, während die Gottheit ihre Glückseligkeit rein in sich selber hat.

Richtig sind ferner auch die zwei Sätze, daß wir uns möglichst viele Freunde suchen und wünschen, daß aber zugleich der, welcher viele Freunde hat, keinen Freund hat. Denn da es möglich ist, mit Vielen zusammenzuleben und die Wahrnehmungen gemeinsam zu haben, so ist es höchst wünschenswerth, möglichst viele Freunde zu haben. Da es aber zugleich sehr schwierig ist, so muß nothwendig die Thätigkeit des gemeinsamen Wahrnehmens auf einen kleineren Kreis sich beschränken. Es ist also nicht bloß schwer, viele Freunde zu gewinnen, (denn es ist immer eine Sache der Erfahrung), sondern es ist sogar schwierig, mit allen umzugehen, selbst wenn man sie hat.

Es kann nun vorkommen, daß wir wünschen, der Freund, der eben im Glück sich befindet, möchte ferne von uns sein, während wir ein andermal wünschen, daß er unsere Lage theile, wie denn überhaupt der Wunsch nach dem Zusammensein charakteristisch ist für die Freundschaft. Ist es nemlich möglich, daß man zusammen sei und dabei glücklich sei, so wünscht dieß jeder mann, ist es aber nicht möglich, so ist man im gleichen Fall wie die Mutter des Herakles, welche wohl auch lieber gewünscht hätte, daß ihr Sohn ein Gott sei, als daß er bei ihr bliebe und dem Eurystheus um Lohn diene. Man wäre versucht zu sprechen, wie

¹⁾ Zwischen Gott und Mensch.

der witzige Lakonier, den jemand aufforderte, die Dioskuren zu Hilfe zu rufen, um ihm aus dem Sturm zu helfen ¹⁾.

Es scheint ferner ein natürlicher Wunsch auf Seiten des Freundes zu sein, daß der Andere fern bleiben möchte von der Theilnahme an seinem Unglück, während doch dieser Andere eben Theil daran nehmen möchte. Beides ist ganz natürlich und leicht zu begreifen. Es darf ja doch dem Freund nichts so schmerzlich sein, als den Freund nicht zu sehen; nun darf man aber doch wohl nicht auf das eigene Wohlbefinden ausschließlich sehen; deshalb muß der Freund die Theilnahme des Freundes zu verhindern suchen, weil es ja doch genug ist, wenn er selber im Unglück ist, sonst könnte es scheinen, als suche er nur das Seinige und als suche er nur seine Freude selbst um den Preis, daß der Freund Unlust habe. Allein doch scheint es auch, daß das Unglück leichter zu tragen sei, wenn Einer es nicht allein zu tragen hat. Da es nun wünschenswerth ist, glücklich zu sein, und zwar zusammen, so ist klar, daß es auch gewissermaßen wünschenswerther ist, zusammen zu sein bei kleinerem Gut, als getrennt zu sein bei größerem Gut. Weil es aber nicht ausgemacht ist, welche Bedeutung dem Zusammen beizulegen ist, so entsteht sofort eine Meinungsverschiedenheit: der Eine meint, es gehöre zur Freundschaft, daß man an Allem zugleich Theil habe, wie es ja auch nach allgemeiner Ansicht angenehmer ist, zusammen zu speisen, als allein, wenn man auch dasselbe zum essen hat; der andere Theil aber ist damit nicht einverstanden. Will man aber in dieser Beziehung eine recht große Steigerung vornehmen, so wird man zugeben müssen, daß es falsch sei, wenn man behauptet, es sei besser, ein großes Unglück zu theilen, als großes Glück getrennt zu genießen. Und ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Unglück. Daß einmal nemlich wünschen wir, die Freunde möchten entfernt sein, damit sie keine Unlust haben, wenn nemlich ihre Anwesenheit doch nichts helfen kann; ein anderesmal ist es höchst angenehm, wenn sie da sind. Der Grund dieses schein-

¹⁾ Er muß also gesagt haben: wenn die Dioskuren seine Freunde seien, so müssen sie vielmehr wegbleiben, anstatt zu ihm zu kommen.

baren Widerspruchs ist leicht zu begreifen. Er liegt im oben Gesagten: einmal vermeiden wir es schlechtthin, den Freund im Zustand der Unlust oder in einer schlimmen Lage zu erblicken, so wenig als wir uns selbst darin sehen möchten, andererseits aber ist es angenehm, den Freund zu sehen, so angenehm als nur etwas sein kann — aus dem angegebenen Grund — auch wenn er unsere Krankheit nicht theilt. Also je nachdem das eine oder das andere gerade angenehmer scheint, darnach entscheidet es sich, ob wir die Anwesenheit des Freundes wünschen oder nicht; es läßt sich dieß auch an den sittlich niedriger Stehenden wahrnehmen, und zwar aus demselben Grund, denn diese sind am meisten darauf bedacht, daß ihre Freunde nicht glücklich seien, solange sie selber nicht glücklich sein können. Daher kommt es, daß sie bisweilen ihren Freunden mit sich den Tod geben, lieber als daß sie ihr eigenes Unglück wahrnehmen ¹⁾.

¹⁾ Das Uebrige unvollständig.